

ich mir den Kopf habe rasieren lassen. Ganz egal, wie ängstlich ich mich vor jedem Zugwind abschließe, da oben scheint es immer windig zu sein. Aber die Hauptschwierigkeit sind die Fliegen. Da oben gefällt es ihnen besser als irgendwo sonst, wegen der Aussicht, taxiere ich. Ich habe noch niemals Fliegen gesehen mit derartigem Schuhzeug wie diese. Sie scheinen Krallen zu haben. Wo sie ihren Fuß hinsetzen, kratzen sie. Sie laufen die ganze Zeit auf meinem Kopf hin und her und quälen mich entsetzlich. Er ist ihr Park, ihr Klub, ihre Sommerfrische. Sie halten Sommerfeste darauf ab und Versammlungen. Alle Fliegen sind unverschämt, aber die hier sind noch unverschämter als die in anderen Ländern. Sie sind durch keine List zu verscheuchen. Sie sind auch fleißiger als die anderen Rassen; sie kommen vor Tagesanbruch und bleiben bis nach Dunkelwerden. Aber es gibt für alles einen Ausgleich. So sind die Moskitos hier überhaupt keine Plage. Es gibt nicht viele, sie machen keinen Lärm, sie nehmen ihren Beruf nicht so furchtbar ernst. Ein einziges unfreundliches Wort verscheucht sie; und wenn man englisch mit ihnen spricht, was ihnen besonderen Eindruck macht, weil sie es nicht verstehen, so kommen sie in dieser Nacht überhaupt nicht mehr wieder. Wir sehen sie oft weinen, wenn man sie hart angelassen hat. Ich will mir ein paar nach Hause mitnehmen. Flöhe scheint es hier überhaupt nicht zu geben. Es ist das erste Mal seit fünfzehn Monaten, daß wir ein solches Interregnum gefunden haben. Überall sonst übersteigt das Angebot die Nachfrage.“

Manchmal wird seine Art, humoristisch zu sein, uns zu billig. Er hält es für notwendig, solche Dinge zu erzählen: er sei ein kränkliches Kind gewesen und habe viel später einmal seine Mutter gefragt:

„Da hast du dich wohl die ganze Zeit meinetwegen sehr geängstigt?“

„O ja, die ganze Zeit.“

„Angst gehabt, ich würde sterben?“

Nach einer nachdenklichen Pause — augenscheinlich, um alles genau zu überlegen: „Nein — Angst, du würdest am Leben bleiben.“

Aber im Zusammenhang damit schreibt er gleich wieder sehr geschickt, anschaulich und amüsant über die Ärzte in seiner Heimat:

„Sie behandelten nicht nur eine ganze Familie für 25 Dollar im Jahr, sondern lieferten noch dazu die Medizinen. Und gut gemessen! Nur die stärksten Leute konnten eine volle Dosis aushalten. Rizinus-Öl war das Hauptgetränk. Die Dosis war eine halbe Schöpfkelle voll, mit einer halben Schöpfkelle voll Honig, damit es besser schmeckte, was es übrigens niemals tat. Das nächste Mittel war Kalomel; dann kam Rhabarber und dann Jalappenwurzel. Dann ließen sie den Patienten zur Ader und packten Senfpflaster auf ihn drauf. Es war ein furchtbares System, aber Todesfälle waren trotzdem nicht häufig. Die Behandlung mit Kalomel kostete den Patienten übrigens mit ziemlicher Sicherheit einige Zähne. Wenn man einen hohlen Zahn oder sonst irgendwie Zahnschmerzen hatte, so wußte der Doktor übrigens nur ein Heilmittel — er holte seine Zange und zog den Zahn heraus. Wenn ein Stück Kiefer mitging, so war es nicht seine Schuld. In gewöhnlichen Krankheitsfällen wurde kein Doktor geholt; da mußte die Familiengroßmutter helfen.“

Diese einfache, unheroische Art der Autobiographie hat dem Buch den großen Erfolg in Amerika verschafft, wo man Gescheitsein, Erfolg und Menschlichkeit auch ohne Pathos und eigentlich nur ohne Pathos zu schätzen versteht.

*(Ausgewählt und übersetzt von Berta Bessmertny aus: Mark Twains Autobiography with an introduction by Albert Bigelow Paine. New York & London, by Harper & Broth.)*